

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 126.

Montag, 18. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Stefan war mit einem Satz über ihn hinweggesprungen und eilte auf Zehenspitzen durch den Raum, um möglichst rasch das Fenster zu erreichen. Das konnte ja eine nette Aussprache morgen werden, wenn er Tarafi seine Perle wiederbrachte! Hinter sich hörte er gedämpfte Stimmen. Wahrscheinlich hatte man den Diener gefunden. Ein Wunder, daß die anderen nicht früher von dem dumpfen Lärm aufgewacht waren.

Rasch sprang er wieder über die Mauer des Balcons, ergriff das Seil und glitt langsam über den Abgrund zu dem Fenster, durch welches er vorhin seinen Angriff eingeleitet hatte. Seine Befürchtung, er werde vielleicht innerhalb des Hotels angehalten werden, bestätigte sich nicht. Den Grund sollte er erst am anderen Tage erfahren.

Stefans erster Gang am nächsten Morgen war zum Geschäft des Juweliers Freysing. — „Kommt schon wieder jemand wegen der Perle?“ fragte der, denn er hielt Stefan für einen Käufer. — Mehr als ein halbes Dutzend hatte er bereits abweisen müssen, da die Perle, die im Fenster gelegen und Aufsehen erregt hatte, sehr viele Interessenten und in Tarafi bald einen Abnehmer fand.

„Ich bin nicht gekommen, die Perle zu kaufen, ich habe sie bei mir, um Sie etwas zu fragen.“

Dabei zog er das Etui aus der Tasche und öffnete es. „Seine Durchlaucht Tarafi hat die Absicht, mir eine seiner wundervollen Perlen zu verkaufen. Ich möchte aber unter allen Umständen diejenige erwerben, die Mister Cook gehörte. Ich kenne den Herrn und habe die Perle früher bei ihm bewundert. Nun weiß Seine Durchlaucht aber nicht mehr genau, welche der beiden gleich großen Perlen, die er besitzt, früher im Besitz von Mister Cook gewesen ist. Ist es diese hier?“

Herr Freysing setzte die Lupe ins Auge, drehte eine stark leuchtende Birne an und begann die Perle genau zu betrachten.

„Ja,“ sagte er während der Untersuchung, „sind oft der Meinung, eine Perle sehe wie die andere aus. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Wir Fachleute erkennen jede an ganz bestimmten Merkmalen. Abweichungen in der Rundung oder einer besonderen Färbung. Die eine ist matt, die andere glänzt mehr, die dritte hat einen weißlichen, die vierte einen bläulichen Schimmer. Ich besaß bis vor kurzem zwei gleichgroße Perlen, die sich auch etwas ähnlich sahen. Beide verkaufte ich an Seine Durchlaucht. Dieses hier ist eine davon, das habe ich gleich bemerkt. Und zwar ist es...“

Stefan mußte sich am Ladentisch festhalten, so erregte ihn diese Szene. Viel mehr als die Exzursion der vergangenen Nacht. Der Schweiß trat auf seine Stirn. Bill, murmelte er undeutlich, Bill...

... und zwar ist diese hier“, vollendete Herr Freysing seinen Satz, „diejenige, die ich vor einigen Tagen dem Mister Billy Cook abkaufte.“

Die Worte trafen Stefan wie ein Schlag.

„Ein Irrtum ist nicht möglich?“

„Sie können sich auf mein Urteil verlassen, mein Herr.“

Er legte die Perle behutsam wieder in das Etui und übergab sie Stefan, der dankend den Hut zog und

sich rasch entfernte. Draußen mußte er zuerst mal Luft schöpfen. Dann nahm er ein Taxi und fuhr ins Ritz-Hotel. Bill, sein Freund Bill, ein Dieb! Er konnte es nicht glauben, er wollte es nicht glauben, er glaubte es einfach nicht. Aber sprachen denn nicht alle Umstände gegen ihn? War die Sache nicht klar und durchsichtig? Arme Eliza, murmelte er. Sie hatte ihn geliebt, liebte ihn sicher immer noch. Armer Stefan, jagte er zu sich selber. Auch er hatte viel verloren. Es war der bitterste Moment in seinem Leben.

Tarafi empfing ihn selbst. Von der Dienerschaft war nichts zu sehen. Dieser Gang war nicht leicht, aber es mußte sein. Ehe er sprechen konnte, bot ihm der Jnder Blah, eine Zigarette und sagte, während ein feines, dünnes Lächeln über seine schmalen Lippen glitt:

„Sie sind ein schlechter Einbrecher, Mister Domscheid. Jedenfalls sind Sie ein viel besserer Tennisspieler.“

„Sie haben mich beobachtet?“

„Einer meiner Leute sah Sie auf der Bank im Park sitzen, als Sie die Liebenswürdigkeit hatten, sich intensiv für meine Zimmerflucht zu interessieren. Ich ahnte einen Anschlag Ihrerseits, wußte aber nicht, was Sie eigentlich wollten. Um Ihnen Gelegenheit zu geben, sich von meiner Loyalität zu überzeugen, gab ich Anweisung, dem fremden Beobachter keine Beachtung zu schenken. Trotzdem hat mein Diener Ali Ben Rid Verdacht geschöpft und sich im Vorraum schlafengelegt, in welchem die sonst stets verschlossene Truhe steht. Ich ließ sie offen, da ich annahm, daß Sie sich für meine Perle interessieren würden, für unsere Perle, denn auch Sie hatten ja einst Gelegenheit, sie mit etwas Glück zu gewinnen.“

„Und warum taten Sie das?“

„Ich wollte Sie erstens nicht blamieren, denn was wäre aus Ihnen und Ihrem guten Ruf geworden, wenn man Sie nachts in meinen Räumen überrascht hätte? Zweitens aber wollte ich Ihnen Gelegenheit geben, sich davon zu überzeugen, daß jene Perle, die Sie mir wiederbringen wollen, wirklich früher im Besitz von Mister Cook gewesen ist. Haben Sie sich überzeugt?“ — Statt aller Antwort nahm Stefan das Etui aus der Tasche und reichte es dem Jnder hin.

„Ich habe nicht geschlafen heute nacht, sondern war wach, als Sie kamen. Ich trat auf den Kampfsplatz, als mein Diener Ihnen den Weg versperren wollte, und habe Ali selbst zu Boden geworfen, damit Sie freien Rückzug hatten. Hoffentlich sind nunmehr alle Ihre Zweifel behoben?“

Stefan fühlte sich geschlagen. Er konnte nichts erwidern. Nicht mal ein Wort der Entschuldigung brachte er hervor, sondern erhob sich stumm, verbeugte sich und ging. Höflich geleitete ihn der Hausherr zur Tür, dann legte er das Etui wieder in die Silbertruhe, die er diesmal mit einem Geheimschloß verschloß.

Gegen Mittag reiste Stefan mit Eliza nach London.

Gladys entwickelte jetzt eine ungeahnte Energie. Nachdem sie Stanley Glen schnell verabschiedet hatte, ging sie auf die Suche nach Bill Cook, den sie in der

Stadt vor dem Schaufenster einer Buchhandlung aufstöberte. Bill sah sich genötigt, sie zu begrüßen.

„Haben Sie etwas vor, Mister Cook?“

„Im Moment nicht.“

„Würden Sie meinen Wagen ein wenig steuern?“

„Eine kleine Landpartie?“ lachte er.

„Man kann es auch so nennen.“

„Warum nicht? Wohin soll es denn gehen?“

„Nach Monte Carlo.“

Er glaubte, falsch verstanden zu haben.

„Wohin?“

„Nach Monte Carlo.“

„Aber da ist ja jetzt gar nichts los.“

„Eben darum. Vielleicht werden wir dort allerlei interessante Dinge erfahren.“

„Und warum geht diese Fahrt? Eine Wette?“

„Nein, wo bin ich nicht veranlagt. Aber es muß Ihnen doch daran liegen, den gegen Stefan Domscheid erhobenen Verdacht entkräften zu helfen.“

„Reden Sie immer noch von jener geheimnisvollen Pokerpartie? Stefan hat die Karten nicht vertauscht. Das steht längst fest. Ich selbst habe gar nicht mitgespielt. Oder meinen Sie den Abend bei Taraji? Soll einer von uns beiden etwa die Perle gestohlen haben?“

„Ich denke, Sie haben sie dem Juwelier Frensing verkauft?“

Jetzt war es an Bill, erstaunt zu sein.

„Was ist das wieder? Ich habe Frensing eine Perle, die mir gehörte und die mit Tarajis Perle nicht das geringste zu tun hat, verkauft. Sagen Sie nichts, bitte! Lassen Sie mich ausreden. Da ich mich genierte, meine augenblickliche Geldknappheit zuzugeben und alten Familienschmut anzubieten, habe ich mich Herrn Frensing als Mister John Smith aus Chicago vorgestellt.“

„Frensing behauptet aber, die Perle von Ihnen, dem Mister Bill Cook, erworben zu haben!“

„Dann hat er mich vielleicht erkannt.“

„Bill dachte einen Moment nach.“

„Wissen Sie was? Kommen Sie mit, wir fahren zu Frensing und stellen die Sache klar.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, stieg er in ihren Wagen, setzte sich ans Steuer und brachte den Motor in Gang. Dann fuhr er mit Gladys an seiner Seite in einem tosen Tempo um die Ecken, daß die Menschen verwundert und ärgerlich hinter dem eleganten Wagen einherhauerten. Vor dem Geschäft von Frensing stoppte Bill ab, sprang heraus, half ihr aus dem Auto.

„Good day, Mister Frensing,“ sagte er drin, „how do you do?“

„Ah! Guten Tag, Mister Smith,“ begrüßte Frensing seinen Gast. „Wenn Sie kommen, um Ihre Perle zurückzukaufen, muß ich Ihnen leider mitteilen, daß ich sie nicht mehr habe.“

„Wer hat sie denn erworben?“

„Ein Prinz Taraji.“

Bill und Gladys sahen sich an. Beide wußten nicht recht, was sie denken sollten. Bill versagte sogar für einen Augenblick die Sprache.

„Sie haben aber doch gesagt,“ begann Gladys, „Sie hätten die Perle von einem Mister Cook gekauft.“

„Das war eine andere Perle, gnädige Frau. Mister Cook verkaufte mir vor wenigen Tagen eine Perle, Mister Smith aber erst vorgestern. Beide Perlen gingen an Prinz Taraji, der unbedingt zwei ähnliche Exemplare haben wollte.“

„Sehr interessant,“ meinte der falsche Mister Smith. „Wie sah denn jener Mister Cook aus?“

„Etwas größer als Sie und breitschultriger. Er mag auch älter gewesen sein. Genau habe ich ihn mir nicht angesehen, auch war es bereits dunkel, als er kam, kurz vor Ladenluß.“

Sie dankten Herrn Frensing für seine Auskunft und versicherten dem ängstlich Gewordenen, es handele sich bei den Perlen nicht um gestohlenen Gut.

„Ich bin ganz dumm im Kopf,“ meinte Bill, als sie draußen waren. „Sie haben wirklich angenommen, ich hätte die Perle gestohlen?“

„Ich habe gar nichts geglaubt, ich wollte nur Ge-

wißheit haben, und die habe ich nun. Viel wichtiger wäre es, zu wissen, wer die Perle hier unter Mißbrauch Ihres Namens verkauft hat.“

„Jemand, der mich kennt, natürlich. Wahrscheinlich Taraji.“

„Wie kommen Sie gerade auf den?“

„Mir fällt da etwas ein. Fräulein Domscheid hat einmal gehört, wie Taraji zu Chaima sagte, der eine sei schon fort, jetzt komme der andere dran. Der eine, das ist Stefan, der andere, das bin ich. Stefan hat er durch das Manöver in Monte vertrieben, mich durch die Sache mit der Perle verrückt gemacht. Vorgestern habe ich gegen Chaima verloren, und in Wimbledon soll es ähnlich werden. Wo ist Fräulein Domscheid? Ich muß ihr sofort Aufklärung geben.“

„Fräulein Eliza ist heute mittag mit ihrem Bruder nach London gefahren.“ — „Abgefahren? Mit ihrem Bruder?“

„Herr Domscheid traf gestern morgen hier ein und nahm seine Schwester mit.“

Bill machte ein bekümmertes Gesicht. Die beiden trauten ihm also den Diebstahl zu! Das war nicht schön von Stefan und nicht schön von ihr. Er drehte an seiner Mütze, dann schob er sie rasch ins Genick.

„Wohin wollten wir fahren? Nach Monte? Gut, fahren wir los!“

XIX.

Die Blätter aller Länder waren voll von Meldungen über die Form der Spieler, die für die Weltmeisterschaften in Wimbledon gemeldet hatten. Hunderte Namen wurden zitiert, Kombinationen schwirrten durch die Luft. Am meisten Sensation erregte das Telegramm, durch welches Billy Cook, einer der aussichtsreichsten Anwärter auf den ersten Platz, abgelagt hatte. Alle Blätter schrieben davon.

Besonders auffallend war der Umstand, daß festgestellt werden konnte, Cook habe sich an dem Tage, an dem das Telegramm mit seiner Absage in Homburg aufgegeben wurde, in Monte Carlo aufgehalten. Niemand konnte das begreifen, niemand wußte, was Cook gerade jetzt an der Riviera zu suchen hatte, wo die Saison längst zu Ende war. Natürlich hatte die Turnierleitung in London sofort nach Monte Carlo telegraphiert, mußte aber erfahren, daß der Kanadier diese Stadt inzwischen wieder verlassen habe, was zu neuen Gerüchten Anlaß gab.

Er war mit einer Dame in einem Wagen gesehen worden, aber kein Mensch wußte, wer die Dame war. Cook war unverheiratet, das war bekannt. Stefan Domscheid, den man als seinen Partner natürlich auch ausfragte, erklärte, nicht zu wissen, wo sich Cook aufhalte und ob er überhaupt nach London kommen werde. So blieb der Turnierleitung nichts anderes übrig, als Cook von der Liste zu streichen. Nur bei den Doppelspielen ließ man ihn stehen.

Bill wußte von alledem nichts, denn er las seit Tagen keine Zeitungen mehr, er jagte vielmehr am Steuer eines 80/120/200-PS-Wagens durch Rheinlands Gane gen Norden.

„Wir werden eine ganz hübsche Summe zu zahlen haben,“ meinte Gladys, „wenn wir alle Strafmandate zusammenrechnen, die Sie bisher verschuldet haben.“

Sie band sich die Autolappe fester um die Stirn, denn der Wind wurde langsam ungemütlich.

„Wenn es Ihnen zu schnell geht, steigen Sie doch aus,“ lachte Bill und zeigte sein Raubtiergebiß.

„Süßlich sind Sie gerade nicht,“ meinte Gladys. „Aber Sie könnten wenigstens an Fräulein Domscheid denken. Wenn uns etwas passiert, wird sie am Ende nie erfahren, was wir in Monte festgestellt haben.“

Bill schraubte das Tempo auf 90 Kilometer herunter. Natürlich hatte sie mal wieder recht. Eliza hatte er beinahe vergessen. Seine Gedanken wanderten voraus nach London, waren schon wieder ganz woanders.

(Fortsetzung folgt.)

Was der Annertl Hadrich in der Stadt passierte.

Von Wilhelmine Balthes.

Die Annertl Hadrich fährt zum erstenmal in ihrem nun zwanzig Jahre dauernden Leben in die Großstadt „eini“, um ihren Bräutigam Ferdl, der dort seit einigen Monaten eine Stelle hat, zu besuchen. Lang genug hat sie sich bitten lassen, ehe sie die große Reise unternahm. Denn es ist allemal eine „g'waagte Sach“ für ein allein reisendes Mädchen, so mitten hineinzufahren in die Hölle, als die sie sich eine Großstadt vorstellt. Ein paar Sachen bringt sie dem Ferdl auch mit, Röcke und Toppes, Geselehtes und Gebadenes, kurz und gut, es sind etliche Baller, die sie mit sich schleppt.

Ja, was ist denn das? Der Ferdl ist ja gar nicht gekommen, um sie abzuholen. Unverschämte ist das von ihm! Am liebsten bliebe sie gleich auf dem Bahnhof und würde mit dem nächsten Zug wieder heimfahren. Aber alle Sachen zurückschleppen? Nein!

Dem Bahnhofswirbel, dem Kartenzwiden, und dem ersten ablen Eindruck glücklich entronnen, besteigt sie nach vielem Fragen eine Straßenbahn. Sehen mag sie sich nicht, sie steht lieber, denn ihr scheint's, sie könne so besser auf ihre vielen Sachen achten. Daß sie bei der Steinstraße aussteigen muß, weiß sie, denn das hat der Ferdl ihr einmal geschrieben. Ringsum stehen Leute, viele mit Gepäck und Paketen. In diesem Gedränge wird die Annertl ganz wirr. Man fährt und fährt. Immer weiter, immer mehr Häuser; in ihrem Leben würde sie sich da nie auskennen lernen! Nun ruft der Schaffner endlich: „Steinstraße!“ Die Annertl hat sich eben in das Menschengewühl auf der Straße verschaut; nun rafft sie sich hastig rechts und links ihre Sachen zusammen, stößt sich durch, steigt aus und rennt. Hinter sich hört sie Lärm und Rufen. Was kümmert sie das? Der Ferdl hat geschrieben, hier sei immer so viel Lärm, man müsse nicht darauf achten, nur immer geradeaus gehen und fest auf die Autos schauen, sonst sei man im Nu unter den Rädern. Plötzlich legt ihr jemand sehr unansehnlich die Hand auf den Arm und schreit aufgeregt: „Mein Paket haben Sie mitgenommen!“ Die Annertl schaut tödlich erschrocken auf ihre Sachen hinunter. Richtig! Da hat sie ja in der Eile ein Paket erwischen, das ihr nicht gehört! Mit treuerzigem Gesicht reicht sie es zurück. Aber die Frau, die da steht, leucht und leucht. Leute sammeln sich an, im Nu staunt sich ein schwarzer Menschenring um die beiden. Mit einem Male durchbricht eine weißbehandschuhte Hand diesen Ring. Ein Schuhmann steht da. Es wird gesprochen, gefragt. Die Annertl muß mit dem Schuhmann gehen. Auf der Wachtube wird weiter gefragt, geschrieben. Woher sie ist und was sie hier will, und wer ihre Eltern sind und wer der Ferdl, von dem sie da immer spricht. Und wieso sie dazu kam, das Paket mitzunehmen. Was soll sie denn sagen? Hat sie ihnen nicht schon unzählige Male hergesagt, daß sie sich irrt! Überall weiß man doch, daß sie ehrlicher und reicher Leute Kind ist! Ihr Vater ist Bürgermeister, nein, sie läßt nicht, der Ferdl kann's bestätigen! Und übrigens hole alles der Teufel! Eine Wut hat sie, das große, starke Bauernmädchen, das von der Stadt nichts weiß. „J'hoan nit g'roß'n!“ schreit sie. „A G'moanheit is dös!“ Und, krach, schlägt ihre feste Faust auf den Amtstisch, was ihr einen scharfen Verweis einträgt. „Bis zur Feststellung, ob Sie gestohlen haben oder nicht, werden Sie im Arrest warten!“ Wie die Annertl das Wort Arrest hört, springt sie auf, schreit, fuchstrot im Gesicht: „Dd Töster vom Bürgermeister Hadrich in Arrest einstopf'n! Dds kommt Ent pass'n! In Arrest kommt bei uns dahoam Lumpenpad, ja, dds laßt mei Bata da einstopf'n! Verstaht's? A, dds ham mer nit! Da werd' i aba glei den Ferdl ruf'n!“ Aber man faßt sie bei ihren fliegenden Röcken und hält sie davon ab. Und dann kommt sie in den Arrest hinein. Sechs Stunden sitzt sie da. Stumm, verbissen, wütend. Dann geht die Tür auf. Ein Schuhmann und hinter ihm der Ferdl. Man hat ihn auf die Wachtube beschieden, und er, der schon etwas städtisch geworden ist, erklärt, wie stadtfremd die Annertl ist, und hat die Angaben über ihre gute Herkunft bestätigt; nein, fehlen habe die Annertl sicher nicht wollen, wirt sei sie halt gewesen, als sie so zum erstenmal in die Stadt kam. Und nun bestätigte er, daß die, die da sitzt, die Annertl Hadrich ist und keine andere. Man läßt sie also gehen, nicht, ohne sie vorher ermahnt zu haben, sie möge, wenn sie in die Stadt kommt, besser darauf achten, welches ihre und welches die Sachen anderer Leute sind.

„I dank schön, in Sahnere Stadt kumm i nia wird eini!“ schreit sie und rennt, gefolgt vom Ferdl, auf die Straße hinaus.

Und hier macht sie ihm einen lästigen Tanz. „Woas bißt denn nachher Du nit auf der Bahn g'west, ha? Bißt aa narrisch word'n da in dem Dredhaus'n von Stadt?“ Seine Entschuldigung, daß nicht er, sondern sie die Schuld trage, daß sie sich nicht getroffen haben, weil sie mit einem früheren Zug abgefahren sei, was ihrer Vereinbarung widersprache, läßt sie einfach nicht gelten. „Gurt will i von da! I bleib da nit! Hoam will i! Und wenn's mi sch'n willst, mußt außer kumm ins Dorf! I kumm nia wieba in dös Höl' eini! Und i buld's nit, daß Du da bleibst!“

Schau Di af Arbat um in Dorf! Sunst is aus zwischen uns! Red nit! Zur Bahn will i! Mir brennt der Boden unter d'Füß!“
Kein Zureden nützt. Sie will nur nach Hause. Was soll der Ferdl tun? Er belästigt sich mit den Sachen und fährt sie zum Bahnhof, zu Fuß, denn in die Straßenbahn brachten sie nicht zehn Pferde, hat sie erklärt. Sie haben kaum Zeit, die Karte zu lösen, da donnert auch schon der Zug herein. Bitterböses fährt die Annertl fort, nicht einmal einen anständigen Fuß hat sie ihm geben wollen. Der Ferdl steht auf dem Bahnsteig, schaut dem davonfahrenden Zug nach, kratzt sich den Kopf. „No, no, all's legt si mit der Zeit! Wird aa d' Annertl dös Sach' ruhiger an'chan'n!“

Der Ferdl hat von nun an wirklich ins Dorf kommen müssen, wenn er die Annertl sehen wollte. Sie ist in ihrem ganzen weiteren Leben nie mehr in die Stadt gefahren und hat jeden, der dahin mußte oder wollte, bitterlich bedauert. Sie sind nun schon gut dreißig Jahre verheiratet. Der Ferdl ist bald nach dem Stadtbesuch der Annertl für immer ins Dorf zurück, weil sein Vater starb und er dessen Hof erbte und bewirtschaftete. Er lebt mit der Annertl in allerbesten Ehe, aber vor einem muß er sich hüten: Von der Stadt darf er ihr nie wieder sprechen, sonst wird sie sattrisch wild. Denn sie sagt noch immer, die ganze Schuld daran, daß ihr das passierte, habe — — — er.

Der amujsische Löwe.

Von Martin Johnson.

„Der Löwe ist ein Gentleman.“ Gewiß ist er gefährlich — gefährlich sind auch der Niagarafall und ein Meisterboxer, wenn man unverschämterweise nicht den nötigen Abstand wahrt.“ „Der Löwe kämpft wie der Teufel, wenn er angegriffen wird.“ „Täglich verschiebt er das Fleisch seiner Opfer — genau wie du, lieber Leser, und ich.“ Aber wenn es sich nicht darum handelt, seinen Hunger zu stillen, tötet und kämpft der Löwe nicht und stört kein lebendiges Wesen. Das ist mehr als man von den meisten Menschen behaupten kann.“ Diese Sätze aus dem „Löwenbuch“ (Afrikanische Abenteuer mit dem König der Tiere), Martin Johnsons kennzeichnen die Einstellung des hinlänglich bekannten filmenden Ehepaares Johnson jenen „wilden Bestien“ gegenüber. Im „Lande Simbas“, wo es von Löwen geradezu wimmelt, waren die Johnsons monatelang auf der Wildjagd. Die Bücher trat nur selten in Tätigkeit. Wir entnehmen diesem mit 42 herrlichen Photos geschmückten „Löwenbuch“ mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, einen Abschnitt.

Ich hatte beinahe eine Vierteltunde an dem Apparat gearbeitet, als ich endlich den Kurzschluß fand und den Schaden reparieren konnte. Die Löwen beobachteten jede meiner Bewegungen. Wenn jemand diese Situation für angenehm halten sollte, selbst wenn er an den Kavalier im Löwen glaubt, so empfehle ich ihm, im zoologischen Garten in den Löwentäfel hineinzugehen, wenn alle Löwen darin sind.

Als ich fertig war und mich nach unserer Deckung zurückbegab, warteten die Löwen höflicherweise ein paar Minuten, ehe sie sich wieder dem Mahl zuwandten.

Mehrere Male war ich nahe daran, eine Aufnahme zu machen. Jetzt steckten aber alle sieben Löwen so eng zusammen, daß ich hoffte, die ganze Gruppe auf einen Film zu bringen. Daraus wurde jedoch nichts, weil eine Löwin voller Neugier auf uns zusam. Als sie unmittelbar vor uns stand, schnüffelte sie aus Leibeskräften. Ich nehme jedoch an, daß wir nicht so appetitlich rochen wie die Zebra, denn sie gefellte sich nach kurzer Zeit wieder zu den andern.

Das nächste, was geschah, war, daß sich einer von den großen Löwen in den Kopf setzte, den Mechanismus unserer Kameras und Blitzlampen zu studieren. Er ging zu einer Kamera hinüber und begann versuchsweise ein Stativbein mit den Zähnen zu untersuchen. In kürzester Zeit hatte er die ganze Kamera umgeworfen.

Jetzt konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich sprang auf und schleuderte mit aller Kraft einen schweren Stein nach ihm. Ich traf ihn ordentlich zwischen die Rippen. Er ließ ein lautes Brüllen hören, drehte sich schnell um und schaute nach der Richtung, aus der das Geschloß gekommen war, als ob er sagen wollte: „Wartst du das, du großer Flegel?“

Ich war so wütend, daß ich zurückrief: „Selbstverständlich war ich das! Und laß du gefälligst die Pfoten von meinen Kameras!“ Er sah überrascht aus, als ob ihm plötzlich einfiel, daß er sich an meinem Eigentum vergreift.

Er konnte seine Neugier jedoch nicht bezwingen und wandte sich lieber der heruntergefallenen Kamera zu, die er nun mit den

Bühnen bearbeitete. (Ich habe die Trümmer des Apparates bei mir in New York, falls etwa der Leser einige Zweifel über dieses Wort hegen sollte.) Ich brüllte ihn nochmals an. Diesmal ließ er die Kamera fallen und ging auf mich los; es war kein Angriff, sondern nur eine energische Maßnahme, um herauszubekommen, was mir eigentlich einfiel, so bespöttelnd zu einem ausgewachsenen Löwen auf seinem Heimatboden zu sprechen.

Zum Glück für uns beide berührte er den elektrischen Draht, ehe er weit gekommen war. Dadurch kam er auf einen andern Einfall. Er packte den Draht mit den Zähnen und fing an, sich rückwärts zu bewegen. Ich ließ mein Ende los, in der Hoffnung, daß so der Draht durch sein Maul gleiten würde. Er hatte jedoch die Zähne in die Dike geschlagen. Der Erfolg war, daß er die Batterien herunterriß, die auf einem der Pfähle festgebunden waren.

Außer mir vor Wut, daß mein zerbrechliches Gerät von diesem Bandalen zertrümmert wurde, brüllte ich ihn nochmals an. Der Schuft achtete gar nicht auf mich, sondern bewegte sich mit zwei Batterien im Maul weiter rückwärts. 15 Meter von mir entfernt setzte er sich ruhig nieder und wartete ab, was ich weiter tun würde.

Inzwischen war meine Wut zu gerechtem Grimm über mir angekommen. Ich stand auf, jagte die ganze Gesellschaft wieder davon und versuchte, mein Gerät in Ordnung zu bringen. Die übriggebliebenen Batterien waren jedoch zu schwach und der Draht zu verfilzt, als daß weiteres Arbeiten in dieser Nacht möglich gewesen wäre. Ich schüttelte meine Faust gegen die Löwen, die mit höhnischem Gesicht dasahen, sammelte die traurigen Reste meiner Ausrüstung und ließ die Bestien ihre Mahlzeit ungestört beenden.

Ich nehme an, daß dieser Bericht meine ursprüngliche Behauptung entkräften könnte, die besagt, daß der Löwe bei Nacht höchst gefährlich und oft angriffsunfähig ist. Darauf kann ich nur erwidern, daß die Löwen in jener Nacht nicht so hungrig waren, als es sonst der Fall zu sein pflegt; überhaupt sahen alle Löwen in diesem Binsental so glatt und vollgestrichen aus, daß die alten unter ihnen sicher von Gicht und Leberleiden geplagt wurden.

Im Gegensatz zu meiner Beschreibung erzählt Oberst Patterson einen Zwischenfall, mit welcher furchtbaren Zielbewußtheit der Löwe vorgeht, wenn er sich auf dem Kriegspfad nach Fraß befindet.

Eines Tages kamen vier Suahelis in sein Lager, die eine Bahre mit der Leiche eines Weißen trugen. Weinend und erschöpft folgten die Witwe und die Waisen. Die Frau war Frau O'Hara; ihr Gatte war leitender Ingenieur beim provinzialen Straßenbau gewesen.

Sie erzählte etwa folgendes:

„Wir schliefen in einem Zelt in unserm Lager, wie gewöhnlich durch Feuer und Wachen geschützt. Mein Mann lag in dem einen Bett, ich mit den beiden Kindern in dem andern — alle in ein und demselben wohlbewachten Zelt.“

Um Mitternacht glaubten wir zu hören, daß ein Löwe das Zelt umschlich, und mein Mann stand auf, um nachzusehen. Er konnte jedoch nichts finden, und der Askari draußen erklärte, daß alles in Ordnung sei; insofern legte sich Herr O'Hara wieder hin und schlief ein.

Nach einer Weile wachte ich auf und sah zu meinem Schrecken, daß mein Mann verschwunden war. Gewiß mochte er hinausgegangen sein, um noch einmal mit dem Wächtposten zu sprechen — ich hatte jedoch eine fürchterliche Ahnung, daß etwas anderes der Grund für seine Abwesenheit sei. Ich sprang zum Zelteintritt und rief nach ihm. Dann stürzte ich hinaus und erblickte seinen Körper, der zwischen unsern Proviantkisten eingeklemmt war.

Als ich den Askari aufforderte, mir beim Aufheben zu helfen, weigerte sich dieser, da sich unmittelbar hinter mir ein Löwe befand. Ich blinnte mich um und sah mich tatsächlich auf nicht 2 Meter Entfernung einem Löwen gegenüber. Ich war vor Angst gelähmt. Ich wußte, daß entweder der Löwe mich angreifen oder versuchen würde, den leblosen Körper meines Mannes fortzuschleppen. Klugerweise feuerte der Eingeborene gerade in diesem Augenblick, wodurch der Löwe veranlaßt wurde, sich zurückzuziehen.

Als wir meinen Mann endlich auf seinem Bett ausgebreitet hatten, stellte es sich heraus, daß er tot war. Der Löwe hatte ihn derart in den Kopf gebissen, daß die Zähne den Schädel durchbohrt hatten, wodurch zweifellos sofort der Tod eingetreten war.“

Man braucht nur einige solcher traurigen Berichte zu hören, um die Ansicht über den Charakter des Löwen zu ändern. Da und ich haben immer wieder festgestellt, daß der Löwe, solange er einen vollen Bauch hat und nicht gereizt wird, geruht, Mensch und Tier unbeachtet ihr Wesen treiben zu lassen; ja er zeigt sich bisweilen sogar belustigend und von einer gewissen Freundlichkeit. Wenn er aber die Gebuld verliert oder freßbegierig ist, dann ist er ganz und gar ein anderer Kerl.

Welt u. Wissen

Vernichtung der chinesischen Klassiker. Das einzige vollständige Exemplar der chinesischen Klassiker, ein Werk von geradezu unschätzbarem Werte, ist kürzlich ein Opfer der Unwissenheit eines Volksschullehrers geworden. Von dem Tschangsching, der 30 000 Teile umfaßt, gab es nur eine einzige wirklich lückenlose Ausgabe. Sie befand sich im Sainan-Tempel zu Pihien, der kürzlich auf Befehl der Regierung zur Volksschule eingerichtet werden sollte. Dazu waren verschiedene bauliche Veränderungen erforderlich, und um diese besser durchführen zu können, wurde der ganze Tempel geräumt. Auch die Tempelbibliothek mußte ausziehen. Dabei stieß man nun auf die alte Klassikerausgabe. Die zukünftigen Herren der neuen Volksschule, die den Wert der Bücher nicht erkannten und sie für nutzlose Maturatur hielten, beschloßen, mit dem „alten Kram“ kurzen Prozeß zu machen und ihn auf dem Tempelhofe zu verbrennen. So geschah es unglücklicherweise denn auch. Eine vollständige Ausgabe der chinesischen Klassiker gibt es nach Vernichtung derjenigen aus dem Tempel zu Pihien nicht mehr.

Wußten Sie das schon?

Die neueste Erfindung auf dem Gebiet des Telephonwesens, an der man schon ziemlich lange gearbeitet hatte, besteht darin, daß es jetzt möglich ist, drei oder mehr Personen, auch wenn sie sich in verschiedenen Städten oder sogar Ländern aufhalten, miteinander zu verbinden, so daß sie imstande sind, eine Unterhaltung zu mehreren zu führen. Damit ist das Telephon seiner Vervollkommenung einen wesentlichen Schritt näher gerückt.

Die japanischen Hersteller des Nationalinstruments, des Samisen, einer Art Banjo, haben in einem berühmten Buddhatemple den Katzen und Hunden, die ihnen die Saiten und Trommelfelle liefern, eine Bronzestatue gewidmet.

Als Helmholtz den Augenspiegel erfunden hatte, war er so eingerichtet, daß er nur von einer Person benützt werden konnte. Heute hat man Augenspiegel konstruiert, die mit einer Art Fangarmen ausgestattet und so eingerichtet sind, daß neun Menschen gleichzeitig daselbe Auge durch den Augenspiegel betrachten können. Diese neuen Augenspiegel sind sehr wichtig für Kliniken und Krankenhäuser, wo die Studierenden dadurch die Möglichkeit haben, zugleich mit dem Professor ein Auge zu studieren.

In zehn der Staaten von USA. ist den Negern die Ausübung des allgemeinen Wahlrechts und die Verheiratung mit den Weißen unterzagt. Bei öffentlichen Zusammenkünften und in den Schulen werden hier die Farbigten von den Weißen getrennt.

Alter ist kein Hindernis für Leistung: List war über siebzig, als er seine allerbesten Kompositionen vollendete; das gleiche gilt von Gounod. Rossini war zweihundsechzig, als er seine „Messe Solenne“ schrieb. Gladstone lenkte noch mit achtzig das Staatsschiff, Bismarck war schon zweihundertfünfzig, als er den Deutschen Bund organisierte. Der größte Staatsmann Japans, Ito, plant mit 69 Jahren große Reformen.

In insgesamt 1838 Bibliotheken befinden sich 181 Millionen Bücher. Deutschland steht mit 100 großen Bibliotheken und 29,6 Millionen Büchern an der Spitze. Dann kommt Frankreich mit 19,8 Millionen Bänden, von denen aber nur 4½ Millionen Bänden in der Pariser Nationalbibliothek enthalten sind. An dritter Stelle steht die Staatsbibliothek in Leningrad mit 4 Millionen Bänden.

In Amerika gibt es einen Birnbaum, der im Jahre 1632 von dem Gouverneur John Endicott in der Gegend von Denders in Massachusetts gepflanzt wurde und noch jetzt, nach 300 Jahren, reiche Ernten trägt.

Der Normalmensch hat so viel Fettstoffe in seinem Körper, wie zur Bereitung von sieben Stücken Seife ausreichen würden. Aus dem im menschlichen Körper enthaltenen Eisen ließe sich ein mittelgroßer Schlüssel verfertigen; mit dem eigenen Zuder könnte man sich einmal den Nachmittagskaffee versüßen. Bei einer industriellen Verwertung des menschlichen Körpers würden als höchstwert 3 M. herauskommen.